

JENS ADAM

Heimat verlernen?

Perspektiven für eine postnationalstaatliche Kulturpolitik

Brauchen wir »Heimat« in unseren Überlegungen zu einer zeitgemäßen Auswärtigen Kulturpolitik? Und wie verhält sich diese Begriffssetzung zu den Bemühungen der letzten Jahre, kleinräumige Denkhorizonte, Muster der Selbstbespiegelung und nationalstaatliche Begrenzungen in kulturpolitischen Diskussionen und Arbeitsfeldern aufzubrechen oder ganz hinter sich zu lassen?

Diese Fragen bilden hier den Ausgangspunkt, um – vor dem Hintergrund der aktuellen bundespolitischen Konjunktur des Heimatbegriffs – Bedingungen und Perspektiven für einen postnationalstaatlichen Ansatz innerhalb der Auswärtigen Kulturpolitik zu diskutieren. Der Beitrag greift hierzu auf das Panel 4 »Heimat suchen – Heimat finden. Neue Herausforderungen für die internationale Kulturpolitik?« auf dem 10. Kulturpolitischen Bundeskongress zurück und nutzt dieses als ein analytisches Fenster zur Beleuchtung längerfristiger und grundlegender Diskussionen. Denn im Kleinen wie im Großen zeigen sich ähnliche Spannungen einer nationalstaatlich konfigurierten Kulturpolitik, die auf globale Präsenzen, Kooperationen und Effekte ausgerichtet ist. Sichtbar wird in beiden Fällen eine diskursive Bewegung zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite finden sich Überlegungen und praktische Schritte zu einer Überschreitung und Relativierung der nationalstaatlichen Bindungen und Entstehungskontexte, wie sie sich etwa in den etablierten Grundbegriffen, der Auftragsbeschreibung oder der institutionellen Architektur Auswärtiger Kulturpolitik eingeschrieben haben. Auf der anderen Seite werden kulturpolitische Diskussionen, der Zuschnitt von Förderprogrammen oder die Festlegung von Arbeitsschwerpunkten immer wieder durch Terminologien nationalstaatlicher Politiken – im konkreten Fall etwa »Heimat« – strukturiert und somit an die epistemologischen Ordnungen des Nationalen rückgebunden.

Konjunkturen der Wiederkehr

Der neuerlichen Platzierung des Heimatbegriffs in kulturpolitischen Diskussionen begegneten einige der Konferenzteilnehmenden mit einer gewissen Skepsis: »Jedes Jahr wird in Deutschland über Heimat diskutiert, man kann seinen Wecker danach stellen«, kommentierte etwa der Berliner Kurator Bonaventure Soh Bejeng Ndikung innerhalb des erwähnten Panels. Er verwies zugleich auf die zu meist damit einhergehenden Problematisierungen von Migration und die Infragestellungen des noch jungen Selbstverständnisses von Deutschland als einem Einwanderungsland. Ist das Erstarken rechter Positionen im öffentlichen Diskurs wirklich verwunderlich, wenn Slogans wie »Kinder statt Inder« aus der politischen Mitte heraus mobilisiert werden?

Die Redundanz der deutschen Debatten zu »Heimat«, aber auch zu »Identität«, »Herkunft« oder »Integration« ist tatsächlich bemerkenswert. Wie lassen sich diese Konjunkturen der Wiederkehr erklären? Mit Pierre Bourdieu könnten wir solche Begriffssetzungen weniger als ein Ringen um Erkenntnisfortschritte, sondern vielmehr als Ausdruck und Instrumente symbolischer Herrschaft deuten (Bourdieu/Wacquant 1996: 190). Von Interesse wären dann die Visionen von sozialer Ordnung, die durch die Mobilisierung bestimmter Konzepte eine Normalisierung erfahren, sowie die politischen Effekte, die sich hierdurch erzielen lassen. Welchen Beitrag leisten solche Begriffssetzungen etwa zu der Verkennung einer gesellschaftlichen Realität, die längst durch vielfältige transnationale Verflechtungen und die Permanenz von Migrationsbewegungen umgestaltet worden ist, als Ausgangspunkt für eine zeitgenössische Kulturpolitik?

Murmeltiertag

In einem ersten Schritt möchte ich versuchen, diese Konjunkturen der Wiederkehr durch eine Allegorie zu beleuchten. Denn die deutschen Debatten zu »Heimat« und den verwandten Evergreens lassen sich in der Tat als eine Art Endlosschleife erleben, ähnlich wie sie in dem amerikanischen Film »Und täglich grüßt das Murmeltier« eindrücklich dargestellt worden ist. Dieser Film erzählt die Geschichte des ebenso übellaunigen wie selbstbezogenen Wetteransagers Phil Connors, der durch seinen Fernsehsender in ein kleines Städtchen entsandt wird, um von dem dort Jahr für Jahr als Volksfest begangenen »Murmeltiertag« zu berichten. Die zentrale Rolle spielt hierbei ein Murmeltier, aus dessen Verhalten nach Verlassen seines Baus Rückschlüsse auf die noch bevorstehende Dauer des Winters gezogen werden. Der Plot des Films besteht darin, dass Connors den von ihm so missachteten Murmeltiertag mit gleichbleibenden Abläufen immer wieder durchleben muss, bis er seine Selbstbezogenheit und seine Geringschätzung gegenüber den einfachen Realitäten des Lebens verliert und mit dem Aufbau wahrhafter Beziehungen eine neue Erfahrung macht.

Verstanden als eine Allegorie vermag diese Geschichte einige Aspekte der deutschen Diskussionen zu weitgehend gleichbleibenden Schlüsselbegriffen pointiert herauszustellen: Denn ähnlich wie Connors jeden Tag durch die Radioansage »Murmeltiertag« geweckt wird, um eine vorstrukturierte Geschichte wieder zu durchleben, bildet die politische Platzierung von »Heimat« oder »Identität« zu meist den Ausgangspunkt für in Grundzügen gleichbleibende Diskussionsverläufe. Ähnlich wie Connors dem konkreten Alltag mit einer gewissen Geringschätzung begegnet, lässt sich in den deutschen Debatten eine Tendenz zur Realitätsverweigerung ausmachen. Ähnlich wie sich die Selbstbezogenheit des Wetteransagers als Ursache für sein Gefangensein in einer Endlosschleife deuten lässt, mag man in Heimatdiskussionen eine Neigung zur blockierenden Selbstbespiegelung erkennen. Und ähnlich wie im Film stellt sich die Frage, welche Erkenntnisse gewonnen und welche Erfahrung durchschritten werden müssen, damit die Geschichte endlich weitergeht.

Heimat lernen

Ich kann an dieser Stelle keinen weiteren umfassenden Beitrag zu einer kritischen konzeptionellen Diskussion von »Heimat« leisten. Ich möchte nur kurz daran erinnern, dass auch die fraglos ebenso wichtigen wie produktiven Versuche, den Begriff zu öffnen und zu pluralisieren, ihn auf zivilgesellschaftliches Engagement oder integrative Prozesse der sozialen Aneignung und Gestaltung lokaler Räume hin neu auszurichten, nicht seiner semantischen Prägung in einer zumindest durchwachsenen (Begriffs-)Geschichte entkommen (Bausinger 1990; Binder 2010). Denn bei »Heimat« handelt es sich um ein Schlüsselkonzept einer deutschen Metaphorik des Nationalen, das Zugehörigkeit kleinräumig denkt, Migration als »Entwurzelung« problematisiert und Ausgrenzungen entlang von Herkunft, Alterität oder *race* plausibilisiert (Binder 2010: 194; Kaschuba 2003: 136 ff.; Sanyal 2019: 103 ff.). Vor diesem Hintergrund unternehme ich hier den Versuch, dem Begriff anhand einer biografischen Sequenz etwas von seiner Selbstverständlichkeit zu nehmen, indem ich die mit ihm verbundenen historischen Brüche, sozialen Ausblendungen und konzeptionellen Engführungen beleuchte. Denn so fraglos Heimat auch erscheinen mag, so handelt es sich doch um eine geschaffene, im Zuge von politischen und gesellschaftlichen Diskussionen verbreitete Kategorie, die in ihren Konjunkturen andere Formen, Zusammenleben und Zugehörigkeit zu denken, an die Seite drängt. Heimat ist uns nicht mitgegeben, sie muss erlernt werden.

In meiner hessischen Dorfschule verlief dies Anfang der 1980er-Jahre zunächst über das Fach »Heimatkunde«. Noch wichtiger war hierzu aber ein »Heimatlid«¹, dessen Lebensdaten (1863–1942) und nassauischen Mundartgedichte wir in der Schule kennen und auswendig lernten, um ihnen dann im Dorf immer wieder zu begegnen. Denn Person und Schaffen dieses hauptberuflichen Lehrers standen – und stehen bis heute – im Zentrum lokaler Erinnerungsformen: Einige seiner

Gedichte wurden auf Tafeln an zentralen Stellen des Dorfes ausgestellt, ein Platz, eine Straße, eine Schutzhütte im nahegelegenen Wald und unsere Schule waren nach ihm benannt und Exponate aus seinem Leben bildeten die Glanzstücke des Heimatmuseums. »Heimat« erlernten wir entsprechend durch seine Loblieder auf unser Dorf und seine Bewohnerschaft; über die darin enthaltenen Bilder von lokaler Spezifik und Authentizität; durch die transportierte Vorstellung von Sesshaftigkeit als dem Normalfall menschlicher Existenz; und nicht zuletzt über eine Sprache, die wir im normalen Unterricht nicht nutzen durften (sofern wir sie denn zu Hause sprachen).

Dieses wohlige Bild von »Heimat« als einer historisch gewachsenen und symbolisch unterlegten Ortsbezogenheit bekam kurz nach der Jahrtausendwende deutliche Risse. Im Rahmen eines archivarischen Gutachtens wurden antisemitische Schmähgedichte und Hymnen auf Adolf Hitler des Heimatdichters öffentlich gemacht und seine Mitgliedschaften in der NSDAP und in dem völkisch-nationalistischen »Deutschbund« thematisiert. In der Folge entspannte sich eine kontroverse Debatte, die lokale Medien, verschiedene politische und schulische Gremien sowie Foren der Dorfförschlichkeit durchzog und in deren Kern es um die Frage ging, ob der nunmehr als »überzeugter Antidemokrat und Antisemit« charakterisierte Heimatdichter weiterhin als Namensgeber der lokalen Schule tragbar sei. Es brauchte gut 15 Jahre, mehrere Anläufe und den Anlass des Neubaus der Schule, um ihre Umbenennung gegen viele Widerstände letztlich durchzusetzen. Die Änderung des Straßennamens oder ein Abhängen der Gedichttafeln standen bisher nicht zur Debatte.

Heimat verlernen

Eine vergleichbare Geschichte ließe sich sicherlich von vielen Orten erzählen. Hier soll sie Institutionen, Praxen und Motive des Erlernens von »Heimat« ebenso illustrieren wie die möglichen Einsichten einer kritischen Befragung andeuten: Es gibt keinen unschuldigen Begriff von »Heimat«. Die Orte, die Nostalgie oder die emotionalen und sozialen Bindungen, die er umschreibt, sind verwoben mit Politik und Nationalismus, mit ideologisch unterlegten Bildungsplänen und selektiven Erinnerungspraxen, mit Geschichten der Ausgrenzung und Gewalt, mit Konstruktionen und Ausblendungen sozialer Beziehungen. Entsprechend warnte Arjun Appadurai im Rahmen des Panels davor, nostalgische lokale Bindungen aufzubauen und dabei die Brüche und Veränderungen wegzulassen: Ideologie und Propaganda, Umgestaltungen und Umbenennungen, Vertreibungen und Zerstörungen. Und Bonaventure Soh Bejeng Ndikung schlug vor, »Heimat zu verlernen«, sofern wir den Begriff weiter nutzen wollen – etwa indem wir ihn integrativer ausgestalten und uns seinen fiktionalen Kern vergegenwärtigen. »Verlernen bedeutet«, so formuliert er an anderer Stelle, »nicht vergessen, ebenso wenig löschen, annullieren oder niederbrennen. Es bedeutet mutiger zu schreiben, von Neuem zu schreiben. Es bedeutet, neue Fußnoten an alte oder andere Narra-

tive zu heften. Es bedeutet, den Staub wegzuwischen, das Gras zu belüften und den Putz vom Verdeckten abzuklopfen. Verlernen bedeutet, die Medaille umzudrehen und die Geister wiederzuerwecken. Verlernen heißt, in den Spiegel zu schauen und die Welt zu sehen.« (Ndikung 2016)

Kann es gelingen, nach Heimat zu schauen und die Welt zu sehen?

Beheimatung im »Zeitalter planetarischer Verflechtung«

Folgen wir dem Kameruner Philosophen Achille Mbembe, so durchschreitet eben diese Welt ein »Zeitalter planetarischer Verflechtung« (Mbembe 2018 b; 2018 c). Als Konsequenz eines Bündels von Prozessen – etwa der Effekte kolonialer Ausbeutungszusammenhänge, der globalen Ausdehnung eines Turbo-Kapitalismus, der zunehmenden Digitalisierung unserer Alltage, neuer Formen der Kriegsführung und der Vielzahl von Migrationsbewegungen – sind die Menschen auf einer planetarischen Ebene »unumkehrbar einander ausgesetzt«, unsere Leben unentwirrbar miteinander verwoben (Mbembe 2018 c). Die Anerkennung dieses Tatbestandes und die Entwicklung des Vermögens, den Planeten miteinander – mit allen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen – zu teilen, stellen aus dieser Perspektive die Grundlage für die Zukunftsfähigkeit und sogar das Überleben der Menschheit dar.

Maßgebliche politische und gesellschaftliche Trends weisen allerdings in eine entgegengesetzte Richtung: Grenzziehungen, Einhegungen, Verengungen, die Ausbreitung von Lagern und Inhaftierungen bilden zentrale Signa der Zeit. Der Bau von Mauern, Zäunen und Festungen, die Unterbrechung von Mobilitäten und die Fragmentierung von Territorien verweisen für Mbembe auf einen Prozess der gewaltdurchzogenen Neuverteilung der Erde und ihrer Ressourcen. Zugleich zeige sich hier die zunehmende Etablierung von Umgangsweisen mit Menschen, die »mit uns, aber nicht von uns sind« (ebd.) und zum Objekt rassifizierender, häufig lebensbedrohender Ausgrenzungspolitiken werden. Als Reaktion auf die Ausbreitung unentwirrbarer globaler Verflechtungen beobachtet Mbembe also den Aufbau von Mobilitätsregimen, die privilegierten Menschen Zugänge erleichtern, die Mobilität von Armen, (post-)kolonialen Subjekten, Migrant*innen mit »falscher« Herkunft, Heimat oder Staatsbürgerschaft hingegen einschränken und verhindern – eine Differenzierung, die nicht nur *menschliche Leben* sehr unterschiedlich bewertet, sondern auch zu einer Vertiefung bestehender ökonomischer Ungleichheiten führt (ebd.).

Bezieht man diese Beobachtungen auf den Schlüsselbegriff des 10. Kulturpolitischen Bundeskongresses und gibt diesem eine prozessuale Wendung, so zeigt sich, wie ungleich auch das Vermögen zur »Beheimatung« – verstanden als die »Prozeduren der Herstellung wie Aufrechterhaltung von Zugehörigkeiten« (Binder 2010: 190) – global verteilt ist. Und mehr noch: Die beschriebenen globalen Dynamiken rufen Heimatlosigkeit als eine zunehmend verbreitete »Lebensform« (Fassin 2017: 44ff.) hervor. Denn zum einen sieht eine wachsende Anzahl von

Menschen die Möglichkeiten schwinden, in ökonomisch oder ökologisch ausgezehrten, von Kriegen zerstörten und globalen Wohlstandsentwicklungen abgekoppelten Regionen für sich eine Zukunft zu gestalten. Zum anderen werden hieraus hervorgehende Mobilitäten durch die »organisierte Gewalt« der Grenzregime (Mbembe 2019) zunehmend blockiert und kriminalisiert; das Streben nach Beheimatung bleibt für eine wachsende Anzahl von Menschen uneingelöst.

Für die Frage nach den Möglichkeiten einer postnationalstaatlichen Kulturpolitik sind diese Zusammenhänge zentral – zunächst, da im Zuge solcher Grenz- und Migrationsregime auch wieder koloniale Vorstellungen von Zugehörigkeit und den Teilungen der Welt, rassifizierende Kategorisierungen von »Leben« und Narrative von kultureller Differenz und Bedrohung mobilisiert werden und eine neue Affirmation erfahren. Gleichfalls verstärken die Abkapselung gewisser Regionen von Wohlstand und Sicherheit sowie die Im-/Mobilisierungen entlang der Migrationsrouten die massiv ungleiche Verteilung der Teilhabe an globalen kulturellen und intellektuellen Dynamiken und beschneiden die Möglichkeit von Menschen, ihre Rechte auf kulturellen Ausdruck, Bildung und die Gestaltung kreativer Prozesse wahrzunehmen. Und auf einer konzeptionellen Ebene lässt sich mit Ulrich Beck argumentieren, dass es eben das »Nationalstaatsprinzip« ist, das die »globale Ungleichheitsordnung legitim und stabil« macht:

»Nationale Grenzen trennen scharf zwischen politisch relevanter und irrelevanter Ungleichheit. Ungleichheiten innerhalb nationaler Gesellschaften werden in der Wahrnehmung enorm vergrößert; gleichzeitig werden Ungleichheiten zwischen nationalen Gesellschaften ausgeblendet. Die »Legitimation« globaler Ungleichheiten beruht also auf institutionalisiertem Wegsehen. Der nationale Blick »befreit« vom Blick auf das Elend der Welt. Er operiert mittels einer doppelten Exklusion: Er exkludiert die Exkludierten.« (Beck 2008: 13)

Eine postnationalstaatliche Kulturpolitik böte die Chance, den Blick nicht nur zu wenden und globale Ungleichheiten als *gemeinsame Probleme* eines Zusammenlebens in der einen und geteilten Welt einzublenden, sondern ins Zentrum ihres Selbstverständnisses, ihrer Förderzusammenhänge und Arbeitsweisen zu stellen.

Kulturpolitik als Billardspiel

Der gegenwärtige Stand der Dinge stellt sich anders dar. Im Rahmen des erwähnten Panels beschrieb der Leiter der Abteilung Kultur und Kommunikation im Auswärtigen Amt Andreas Görgen die Ausgangslage für die geplante Neuausrichtung Auswärtiger Kulturpolitik folgendermaßen:

»Ob wir das wollen oder nicht, so kommen wir doch alle aus einer Herderschen Begriffswelt, in der jede Nation den Mittelpunkt ihrer Glückseligkeit in sich selbst trägt, so wie eine Kugel ihren Schwerpunkt. Und wir machen Kulturpolitik in dieser Tradition als ein Billardspiel, das heißt die verschiedenen Kulturen – also die schwarze Acht trifft auf die halbe Sieben, und dann treffen die sich, verändern ein bisschen ihren Lauf, bleiben aber angeblich mit sich selbst identisch. Ich glaube aus dieser Meta-

phorik und aus dieser Haltung müssen wir herauskommen, dass Nationen den Mittelpunkt ihrer Glückseligkeit in sich selbst tragen. Und das wäre eine relativ radikale Veränderung in Kulturpolitik, denn das würde bedeuten, wir können nicht mehr alleine aus Deutschland heraus bestimmen, was wir international in Kultur- und Bildungspolitik machen. In diese Phase werden wir übergehen müssen, das hat dann aber auch ein verändertes Verständnis unserer Institutionen, auch ein verändertes Verständnis von dem was Verwaltung überhaupt tun sollte zur Folge.«

Nationalstaatliche Bezugspunkte sind aus dieser Perspektive also für die Ausgestaltung Auswärtiger Kulturpolitik weiterhin prägend. Dies gilt zum einen für die wirkmächtige Vorstellung von klar abgrenzbaren, distinkten und in ihrer Substanz gleichbleibenden »Kulturen« als den historisch gesetzten Ausgangspunkten; zum anderen für den etablierten Anspruch auf eine primäre Steuerung dieses Politikbereichs durch in Deutschland situierte Institutionen. Beide Motive verweisen auf die nationalstaatlichen Entstehungskontexte, aus denen Auswärtige Kulturpolitik maßgeblich ihr ursprüngliches Selbstverständnis, ihren Arbeitsauftrag und die Definition ihrer Zuständigkeiten gewonnen hat. Die Auseinandersetzung mit den damit verbundenen konzeptionellen, institutionellen und administrativen Begrenzungen sowie die Suche nach Möglichkeiten zu deren Reduzierung stellen demnach zentrale Fragen innerhalb der Diskussionen zu einer Neuausrichtung Auswärtiger Kulturpolitik dar.

Perspektiven für eine postnationalstaatliche Kulturpolitik

Solche Fragestellungen stehen entsprechend auch im Mittelpunkt der Überlegungen zu einem postnationalstaatlichen Ansatz, an denen sich in jüngerer Zeit Auswärtiges Amt und Kulturmittler*innen, Praktiker*innen und Beobachter*innen des Politikbereichs beteiligt haben.¹ Den Ausgangspunkt bildet hierbei die Beobachtung einer wachsenden Diskrepanz zwischen einer Kulturpolitik, der ihre nationalstaatliche Genese auch weiterhin nachhaltig eingeschrieben ist, und ihren sich rapide verändernden globalen Rahmenbedingungen – eine Diskrepanz, die aus Perspektive der Politikgestalter*innen das Risiko des Verlusts von Handlungs- und Gestaltungsspielräumen mit sich bringt. Auf der einen Seite steht also die Anerkennung der vielfältigen Referenzen auf nationalstaatliche Setzungen und Ordnungslogiken in den zentralen Argumentationsfiguren zur Legitimierung des Politikbereichs, in der Aufgabenbeschreibung, in den institutionellen Architekturen oder in etablierten Projektformaten, die der »Herstellung von Deutschland-bezügen« an internationalen Standorten dienen sollen (Adam 2018). Der Leitspruch des Goethe-Instituts »Sprache. Kultur. Deutschland.« bringt solche Bezugnahmen auf die Vorstellung eines Nationalstaates, dessen kulturelle Spezifik es global zu vermitteln und in Austausch zu bringen gilt, prägnant auf den Punkt. Auf

1 Der folgende Abschnitt im Rückgriff auf Adam (2019); Görgen (2017) sowie auf Diskussionen innerhalb der Arbeitsgruppe »Postnationalstaatliche Kulturpolitik« im Rahmen des Prozesses zur Erarbeitung einer neuen Strategie für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik (2020).

der anderen Seite liegt die Wahrnehmung eines »Auflösens gewohnter Grenzen« und des »manchmal turbulenten Zusammenfließens von Innen und Außen« (Görge 2017) als Ausdruck umfassender Verschiebungen innerhalb zeitgenössischer globaler Ordnungen. In den Blick gerät hierbei etwa die transformative Kraft von Europäisierungs- und Globalisierungsprozessen, aber auch der Permanenz und Parallelität unterschiedlicher Formen von Mobilität – von Menschen, Kapital, Gütern, Bildern, Trends oder Risiken – in ihren Auswirkungen auf Nationalstaaten als einstmals exklusiven Trägern internationaler Politik. Zwar werden Nationalstaaten auf absehbare Zeit nicht verschwinden, aber sie fächern sich im Zuge dieser Prozesse gewissermaßen zunehmend auf (Sassen 2008: 674 ff.). An die Stelle der Vorstellung von Nationalstaaten als kohärenten und dauerhaften »Containern« mit einem eindeutig abgrenzbaren »Innen« und »Außen« tritt allmählich das Bild von Staaten als wandelbaren, transnational vielfältig verflochtenen Gefügen.

Im Bereich der Kulturpolitik manifestieren sich diese Entwicklungen nicht zuletzt in der wachsenden Anzahl von grenzüberschreitenden Kooperationen von Kultureinrichtungen, urbanen Initiativen, Stiftungen oder zivilgesellschaftlichen Bündnissen, die – häufig unabhängig von staatlichen Zielvorgaben und Ressourcen – in multiplen Formen, temporär, themen- und projektbezogen, zusammenfinden. Eine nationalstaatlich konfigurierte Kulturpolitik betritt daher zunehmend pluralisierte Felder mit den unterschiedlichsten Akteurskonstellationen, Arbeitsformaten und Konjunkturen der Themensetzung. Allerdings rufen auch diese Entwicklungen ihre Gegenbewegungen hervor. So lässt sich in einem globalen Rahmen beobachten, wie Kultur- oder Sprachpolitiken zu einem exponierten Feld nationalistischer Herangehensweisen werden können, da sich hier leichter eine scheinbare Souveränität vorspielen lässt, die in der Wirtschafts- und Finanzpolitik, in der Konfrontation mit ökologischen Risiken und in anderen Bereichen viel offensichtlicher verloren gegangen ist (Appadurai 2009: 37 f.) – anders formuliert: Prozesse der De- und der Renationalisierung laufen parallel und können sich daher auf sehr unterschiedliche Weise in der Konzipierung nationalstaatlicher Kulturpolitiken niederschlagen. »Postnationalstaatlich« bedeutet vor diesem Hintergrund also weniger, sich auf das baldige Ende von Nationalstaaten als politischen Akteuren einzustellen, sondern vielmehr die Anerkennung des zunehmenden Verlusts ihrer einstmalig exklusiv erscheinenden Autorität und Fraglosigkeit sowie dieser Multiplizierung der Formen als Rahmenbedingung einer zeitgenössischen Kulturpolitik.

Welche praktischen und konzeptionellen Konsequenzen sich aus diesen Entwicklungen ergeben und in welcher Weise die Entwicklung eines postnationalstaatlichen Ansatzes eine angemessene Reaktion darstellen könnte, ist im Kreise der etablierten Akteure Auswärtiger Kulturpolitik umstritten. Denn zum einen lässt sich aus den Überlegungen zu einer stärkeren Öffnung und Internationalisierung von kulturpolitischen Infrastrukturen, administrativen Prozessen oder inhaltlichen Schwerpunkten – wie sie etwa in der Billardspielsequenz angeklungen sind – auch die Möglichkeit massiver Veränderungen im Hinblick auf eta-

blierte Vergabeprinzipien finanzieller Mittel, institutionelle Ordnungen, Entscheidungsketten und Arbeitszusammenhänge herauslesen. Zum anderen nehmen Kulturmittler*innen für sich in Anspruch, schon längst – aus einer immer schon vergleichsweise staatsfernen Position – an der Entwicklung von Formaten zu arbeiten, die nationalstaatliche Referenzpunkte und Begrenzungen sukzessive überschreiten: etwa durch die Initiierung multilateraler Projekte, in denen ein Deutschlandbezug nicht mehr im Vordergrund steht; durch die Unterstützung oder Öffnung bedrohter künstlerischer und wissenschaftlicher Freiräume in sehr flexiblen Kooperationsformen; durch die Förderung transregionaler oder transkontinentaler Kooperationen zur Überwindung festgefahrener physischer und mentaler Grenzen; durch die Entwicklung von Modellen zu einer institutionellen Verflechtung mit europäischen Partnern; durch eine nachhaltige Vernetzung von Institutionen der inländischen und auswärtigen Kulturpolitik etwa durch eine stärkere Öffnung deutscher Kultureinrichtungen für Mitarbeitende und Positionen aus dem Globalen Süden; oder durch ein Ausloten einer neuen Begrifflichkeit, das aus nationalstaatlichen Wahrnehmungsmustern und Blickregimen herausführt. Dem ließe sich entgegen, dass sich in all diesen Bereichen fraglos wertvolle und zukunftssträchtige Verschiebungen, aber kein expliziter Bruch mit den Ordnungen des Nationalen – wie sie sich über Jahrzehnte in das Selbstverständnis, die institutionellen Ordnungen, Zusammensetzung von Leitungsstäben und Gremien oder Projektformate eingeschrieben haben – zeigen.

Ein postnationalstaatlicher Ansatz für die Auswärtige Kulturpolitik kristallisiert sich somit im Hinblick auf konzeptionelle Grundlagen, organisatorische Konsequenzen und Arbeitspraxis in ersten Konturen heraus. Eine weitere Umsetzung ließe sich für die Zukunft auf zwei – sich prinzipiell nicht ausschließende – Weisen vorstellen: als eine schrittweise *Entnationalisierung* der etablierten Grundbegriffe, Institutionen, Entscheidungsgremien und Projektformate wie sie in der Auflistung im letzten Absatz als mögliche Entwicklungslinie aufscheint; oder als eine *Schaffung ganz neuer kulturpolitischer Infrastrukturen*, die in ihrer personellen Zusammensetzung, Aufgabenbeschreibung, Themensetzung und in ihren Arbeitsweisen von Beginn an nationalstaatliche Rahmungen hinter sich lassen und sich stattdessen an den Problemlagen, der Vielstimmigkeit und Multipolarität globaler Verflechtungen orientieren.

Ausblick

Es bleibt abzuwarten, in welchem Umfang und auf welche Weise ein postnationalstaatlicher Ansatz in den kommenden Jahren vorangetrieben wird. Neben dem Zusammenspiel der kulturpolitischen Akteure werden gesellschaftspolitische Konjunkturen und bundespolitische Entwicklungen sicherlich von zentraler Bedeutung dafür sein, welche Positionierung Auswärtige Kulturpolitik innerhalb der skizzierten Dynamiken zwischen Prozessen der De- und Renationalisierung erfährt: Erhalten Formate der kulturellen Selbstdarstellung und der Selbst-

bespiegelung entlang der altbekannten Schlüsselbegriffe eine neuerliche Bestätigung? Oder sucht man nationalstaatliche Ordnungsmuster sukzessive zu überwinden, etwa durch die Neuausrichtung kulturpolitischer Zielvorstellungen und Infrastrukturen auf die Bearbeitung globaler Ungleichheiten und Bruchlinien in einer planetarisch verflochtenen und zugleich existentiell bedrohten Welt? Im Zuge dieser längerfristigen Diskussionen werden drei Spannungsverhältnisse prägend sein, die auch in dem kleineren Rahmen des Panels »Heimat suchen – Heimat finden« bereits zutage getreten sind:

Das gilt zunächst für die Frage nach den Beziehungen zwischen »Innen« und »Außen« und somit nach der Bedeutung von Grenzen, Grenzziehungen und den Möglichkeiten ihrer kulturpolitischen Überwindung. Denn auch wenn die bereits zitierte Beobachtung von der »Auflösung gewohnter Grenzen« vor dem Hintergrund einer zunehmenden Entbündelung und globaler Verflechtungen von Nationalstaaten sicherlich richtig ist, so gilt es zugleich wirkmächtige Gegenbewegungen gerade auch als kulturpolitische Probleme in den Blick zu nehmen: Diskurse, die Zugehörigkeit wieder exklusiv – und darin dem Billardkugelmodell ähnlich – begreifen und massive Abgrenzungen von den »(post-)kolonialen Anderen« einfordern, gewinnen in Europa vielerorts an Dominanz. Aber auch die stetige Ausdehnung europäischer Grenzpolitiken, die in der Einschätzung von Achille Mbembe nicht nur das Mittelmeer in eine Todeszone verwandelt haben, sondern Mobilitäten bereits innerhalb von Afrika zu unterbrechen versuchen (Mbembe 2019), machen deutlich, wie machtvoll sich Vorstellungen von »Innen« und »Außen« gegenwärtig rekonfigurieren.

Zweitens wird sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen »Herkunft« und »Zukunft« und somit nach den zeitlichen Horizonten und Blickrichtungen, die kulturpolitische Debatten und Förderprogramme strukturieren, neu stellen. Arjun Appadurai erinnerte während des Panels daran, dass die Festlegung auf »Herkunft« im globalen Rahmen für viele Menschen ein Fortschreiben ihres Eingeschlossenseins in postkolonialen Verhältnissen, in lokalen Kontexten der Ausbeutung, der beschnittenen Möglichkeiten und der Perspektivlosigkeit bedeute. Vor diesem Hintergrund plädierte er dafür, »Heimat« von ihrer semantischen Verknüpfung mit »Herkunft« zu lösen und stattdessen als ein zukünftiges Projekt zu verstehen, als Bindungen und Zugänge, die es erst noch zu schaffen gilt. Eine solche Aufforderung zum Perspektivwechsel ließe sich auch für gesellschaftspolitische Debatten in Deutschland formulieren. Denn aller Kritik zum Trotz besitzt die Frage nach Herkunft hier sowohl in öffentlichen Diskussionen als auch in Alltagsgesprächen weiterhin eine große Präsenz und Legitimität – eine Frage, die häufig Differenz markiert und Vorstellungen von einer mitgegebenen, substanziellen Identität transportiert und genau deshalb als ausgrenzend erlebt werden kann (Sanyal 2019: 101 ff., 121). Auch hier lässt sich argumentieren, dass dieser Fokus auf *Herkunft* gesellschaftspolitische Diskussionen zu der *Zukunft*, die es gemeinsam auszugestalten gilt, blockiert. Ein postnationalstaatlicher Ansatz könnte hier Resonanzräume öffnen, in denen solche Beobachtungen und

Kritiken aus sehr unterschiedlichen Kontexten zusammenfließen und zur Etablierung neuer zeitlicher Orientierungslinien beitragen. Eine Schwerpunktverlagerung könnte etwa darin bestehen, die Erarbeitung zukunftssträchtiger Modelle des Zusammenlebens in einer fragmentierten Welt und somit auch die Erkundung von Möglichkeiten der Beheimatung in einer herannahenden Zukunft explizit in das Zentrum einer zeitgenössischen Kulturpolitik zu stellen.

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen *lokalen Bindungen und Weltbürgerschaft* und somit nach den Modi zur Definition von Zugehörigkeit knüpft eng an diese Überlegungen an. Dieses dritte Spannungsverhältnis rückt aber stärker die räumliche Dimension zentraler politischer Kategorien in den Vordergrund. Es war wiederum Arjun Appadurai, der im Rahmen des Panels dazu einlud, nach Wegen zur Auflösung des Gegensatzes zwischen »Heimat« und »Weltbürgerschaft« zu suchen. Und Bonaventure Soh Bejeng Ndikung erinnerte daran, dass unsere Gespräche über Heimat diejenigen mit einbeziehen müssen, die ihre Heimat erzwungenermaßen verlassen und auf dem Mittelmeer ihr Leben riskieren. Beide Bemerkungen lenken den Blick darauf, dass in einer planetarisch verflochtenen Welt die Grundbegriffe des Zusammenlebens nicht nur umstritten sind, sondern neu skaliert werden. Dies zeigt sich nirgendwo so deutlich wie im Zuge von Migrationsbewegungen, die sich trotz und zugleich auch wegen globaler Grenzregime realisieren und die exklusive Bindung von Bürgerschaft, Souveränität und Territorium – wie sie sich im nationalstaatlichen Zeitalter als Normalfall herausgebildet hat – herausfordern. Von Interesse sind die politischen Subjektivitäten, die Ansprüche auf Teilhabe und Zugang, die im Rahmen von diesen realisierten und unterbrochenen Mobilitäten aufleuchten. Eine postnationalstaatliche Kulturpolitik könnte diese Formierungen aufgreifen und mit einer großflächigen Suche nach neuen Grundbegriffen, nach alternativen Konzepten von »Zugehörigkeit«, »Nachhaltigkeit«, »Souveränität« oder »Verantwortung«, die dem Zusammenleben in der einen und geteilten Welt angemessen sind, verbinden.

Ich hatte an anderer Stelle »Verflechtung« als einen neuen kulturpolitischen Leitbegriff vorgeschlagen, um diese Fragestellungen und diskursiven Bewegungen abzubilden (Adam 2018: 278; 2019). Denn ein postkolonial informierter Begriff von »Verflechtung« (Mbembe 2018 c; Randeria 1999; 2019) betont Mobilität, Zirkulation, Verwebung und wechselseitiges Involvement als formgebende Dynamiken der zeitgenössischen Welt. »Verflechtung« wirft somit zugleich ein anderes Licht auf Nationalstaaten als den etablierten Trägern Auswärtiger Kulturpolitik: Sie erscheinen nicht mehr als gegebene, stabile, voneinander eindeutig abgrenzbare Einheiten, die es in einen Dialog zu bringen gilt, sondern vielmehr als dynamische und wandelbare Gefüge, die im Zuge von transnationalen und globalen Verflechtungsprozessen überhaupt erst ihre kontemporäre Form erhalten haben. Auf dieser Basis lassen sich auch die Vorstellungen von nationalstaatlich definierten Zuständigkeiten oder Vermittlungsaufträgen deutlich überschreiten. Denn »Verflechtung« ermöglicht die Einnahme eines Standpunktes, der zeitgenössische Brüche und Risiken, Ungleichheiten und Konflikte als miteinander geteilte

Bestandteile einer verwobenen Welt betrachtet und nicht als äußerliche »Probleme der Anderen«. An die Stelle des Billardkugelmodells träte somit das Bild von »unumkehrbar einander ausgesetzten« Zeitgenossen (Mbembe 2018 c), die diese Verflechtungen zum Ausgangspunkt einer Kulturpolitik nehmen, die auf die Gestaltung einer gerechteren und offeneren Zukunft ausgerichtet ist.

Dann könnte es vielleicht gelingen, »in den Spiegel zu schauen und die Welt zu sehen« (Ndikung 2016).

Literatur

- Adam, Jens (2018): *Ordnungen des Nationalen und die geteilte Welt. Zur Praxis Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention*, Bielefeld: transcript
- Adam, Jens (2019): *Verflechtung statt Dialog? Studie zur Ergründung eines neuen Leitbegriffs für eine post-nationalstaatliche Kulturpolitik*. Unveröffentlichte Studie, verfasst im April 2019 im Rahmen der Arbeitsgruppe »Postnationalstaatliche Kulturpolitik« als Teil des Prozesses zur Erarbeitung einer neuen Strategie für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik (2020)
- Appadurai, Arjun (2009): *Die Geographie des Zorns*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bausinger, Hermann (1990): »Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte«, in: Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hrsg.) (1990): *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 76–90
- Beck, Ulrich (2008): *Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen. Soziologische Aufklärung im 21. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Binder, Beate (2010): »Beheimatung statt Heimat: Translokale Perspektiven auf Räume der Zugehörigkeit«, in: Seifert, Manfred (Hrsg.) (2010): *Zwischen Emotion und Kalkül. »Heimat« als Argument im Prozess der Moderne*, Dresden: Leipziger Universitätsverlag, S. 189–204
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (1996): *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Fassin, Didier (2017): *Das Leben. Eine kritische Gebrauchsanweisung*, Berlin: Suhrkamp
- Görgen, Andreas (2017): *Für eine post-nationalstaatliche Kulturpolitik*. Rede auf der Abschlussveranstaltung »Menschen bewegen«, Radialsystem Berlin, 5.9.2017
- Kaschuba, Wolfgang (2003): *Einführung in die Europäische Ethnologie*, München: Beck
- Mbembe, Achille (2014): *Kritik der schwarzen Vernunft*, Berlin: Suhrkamp
- Mbembe, Achille (2017): *Politik der Feindschaft*, Berlin: Suhrkamp
- Mbembe, Achille (2018 a): »Restitution ist nicht genug«, in: FAZ – *Frankfurter Allgemeine*, 9.10.2018
- Mbembe, Achille (2018 b): *Keynote Address*, Maxim Gorki Theater Berlin, 17.10.2018, <https://www.youtube.com/watch?v=gBtF3qaRScQ> (letzter Zugriff: 6.3.2020)
- Mbembe, Achille (2018 c): *The Idea of a World Without Borders*, The European Graduate School Switzerland/Malta, 19.10.2018, <https://www.youtube.com/watch?v=fLRpH5RRwhQ> (letzter Zugriff: 6.3.2020)
- Mbembe, Achille (2019): *Bodies and Borders*, Universität zu Köln, 17.6.2019, https://www.youtube.com/watch?v=JqreV_1FqtU&list=PLkCg3e67djg5ftRocu32IBkbrG5wXFbHa&index=2&t=0s (letzter Zugriff: 6.3.2020)
- Ndikung, Bonaventure Soh Bejeng (2016): *Unlearn the Given*, Savvy Contemporary The Laboratory of Form-Ideas, 14.4.2016, <https://savvy-contemporary.com/de/events/2016/unlearning-the-given/> (letzter Zugriff: 6.3.2020), <http://verlernen.trafo-k.at/index.php> (letzter Zugriff: 6.3.2020) (deutsche Übersetzung)
- Randeria, Shalini (1999): »Geteilte Geschichte und verwobene Moderne«, in: Jegelka, Norbert/Leitbeg, Hanna/Rüsen, Jörn (Hrsg.) (1999): *Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung*, Frankfurt am Main: Campus, S. 87–96
- Randeria, Shalini (2019): »Das Verborgene entdecken: Zur Geschichte und Methodologie des Verflechtungsansatzes. Shalini Randeria im Gespräch«, in: Adam, Jens/Römhild, Regina/Bojadžijev, Manuela/Knecht, Michi/Lewicki, Paweł/Polat, Nurhak/Spiekermann, Rika (Hrsg.) (2019): *Europa dezentrieren. Globale Verflechtungen neu denken*, Frankfurt am Main: Campus, S. 35–65
- Sanyal, Mithu (2019): »Zuhause«, in: Aydemir, Fatma/Yaghoobifarah, Hengameh (Hrsg.) (2019): *Eure Heimat ist unser Albtraum*, Berlin: Ullstein, S. 101–121
- Sassen, Saskia (2008): *Das Paradox des Nationalen: Territorium, Autorität und Rechte im globalen Zeitalter*, Frankfurt am Main: Suhrkamp